

5 | Paul

Ost-Berlin, Einsatzzentrale Volkspolizei, 7:20 Uhr

Pauls Büro roch nach Linoleum. Und diesen Geruch brauchte er heute besonders. Das war der Geruch nach Ordnung. Seit er allein lebte, war ihm der noch wichtiger geworden. Sein Überlebenselixier. Er hatte sogar zu Hause in der Küche den Steinholzfußboden, der ausgesehen hatte wie neu, herausgerissen und Linoleum verlegt. Echtes Linoleum. Nicht dieses neuartige PVC. Das roch einfach nicht so.

Das Linoleum war die Lösung. Wenn Paul Fuchs eines verstanden hatte im Leben, dann das: Veränderung schaffte man nur, wenn man seine Gewohnheiten veränderte. Ein neues Ziel zu definieren, das reichte nicht. Man musste seine Gewohnheiten verändern. Und so hatte Paul Fuchs schon in die ersten Minuten seines Tages einen Moment der Ordnung integriert. Das half ihm, den Verlust, den er zu beklagen hatte, endlich akzeptieren zu können. Paul Fuchs roch Ordnung, noch bevor der Kaffee die Herrschaft über die Gerüche in seiner einsamen Küche übernahm.

Und der zweite Moment der Ordnung war der Moment, wenn er sein Büro bei der Berliner Volkspolizei betrat. Wo er nun seit schon fast acht Stunden Dienst schob.

Sein Zimmer war für seinen Geschmack zu groß. Aber der sperrige braune Schreibtisch aus Sprelacart, der braune Bürostuhl, das braune Regal, die akkurat ausgerichtete Karte von Berlin und eben auch hier das Linoleum, ebenfalls braun, räumten sein Büro auf. Und damit auch seine Seele.

Nun, eine aufgeräumte Seele benötigte Paul trotz seiner zwölfjährigen Erfahrung im Dienst des Volkes heute ganz besonders.

Unaufhaltsam wuchs der Berg der Nachrichten aus dem Fernschreiber auf seinem Tisch. Draußen rannten seine Leute über den Gang wie Hühner, die einen Fuchs im Käfig hatten. *Major Paul Fuchs.*

Im Prinzip, ja, im Prinzip hieß Paul es gut, was ihr Staatschef heute durchzog. Wenn es Ulbricht tatsächlich gelingen sollte, diese Mauer zu bauen, dann war es vielleicht die Rettung ihrer Vision, ihrer Utopie von einem sozialistischen Land auf deutschem Boden.

Tausend Menschen am Tag, das war die finstere Statistik der letzten Wochen. Tausend Menschen am Tag verlor dieses Land, tausend Menschen am Tag ließen sich vom Westen blenden und hauten ab. Manchmal, ganz manchmal, ließ Paul Fuchs noch einen anderen Gedanken zu, den er aber immer wieder schnell verdrängen konnte: Tausend Menschen hatten die Schnauze voll – vom *Sozialismus auf deutschem Boden.*

«Paul, was machen wir mit Kontrollpunkt Sonnenallee?»

Paul Fuchs hob den Kopf. Nur Ulrike durfte ihn so stören. Unvermittelt, ohne anzuklopfen, ohne Anrede, ohne *Genosse Fuchs.* Ulrike war sein Bollwerk in der Polizeieinheit: Sie war noch immer eine attraktive Frau, hatte braune kurze Haare, war Anfang fünfzig, fast auf den Tag zwölf Jahre jünger als Paul. Sie trug heute ihre mit Rosen bestickte weiße Seidenbluse und die Perlenkette ihrer Mutter. Die Kette trug sie nur an *schweren* Tagen. Das wusste Paul.

«Wie sieht es denn aus?», fragte er.

Ulrike seufzte. «Vielleicht tausend Demonstranten, vielleicht sogar mehr.»

«Bei uns oder drüben?»

«Na ja, bei uns.»

Paul nickte. Keine guten Nachrichten.

Ulrike klebte einen gelben Zettel auf die Karte an der Wand neben seinem Schreibtisch: Die Karte zeigte Berlin, geteilt in die vier Sektoren der Siegermächte. Die Gebiete der Westalliierten waren grau gehalten. Oben in

der Mitte die Franzosen, dunkelgrau, in der westlichen Mitte die Engländer hellgrau und unten die Amerikaner, fast schon unschuldig weiß. Auf der Ostseite zog sich über die ganze Länge das Territorium der sowjetischen Besatzungszone, die Hauptstadt der DDR in Rot, von den Ostdeutschen auch «demokratisches Berlin» genannt. Die geplante Mauer verlief als dunkelrote Linie dazwischen. Die KPs, die Grenzübergänge, waren als gelbe Flecken wie aufblühender Löwenzahn reingetupft.

«Und, wie sind die drauf, die tausend?», fragte Paul.

«Was glaubst du denn? Und wir haben nur die Jungs von der Zweiundzwanzigsten dort.»

«Nur zwölf Mann?»

«Eine Einheit!»

In Paul kroch nun endgültig das dunkle Gefühl hoch, das schon die ganze Schicht über auf ihn gelauert hatte. Da half nicht mal mehr das Linoleum. Kontrollverlust. Chaos. Weltuntergang.

«Und die beschimpfen unsere Jungs. SS und so was», setzte Ulrike nach.

Paul schüttelte den Kopf. Das entbehrte nicht einer gewissen Ironie. SS ... Ausgerechnet die Männer, die den Bau des «Antifaschistischen Schutzwalls» beschützten.

«Panzer?» Ulrike drehte sich um und blickte Paul direkt an.

Paul hielt nur kurz ihrem Blick stand, dann starrte er wieder auf die Zahl Tausend, die nun den KP Sonnenallee auf der Berlinkarte flankierte. Paul wusste einfach nicht, was er machen sollte. Es war noch nicht mal acht Uhr, und schon drohte die Lage zu eskalieren.

Um acht Uhr Panzer, um zwölf Uhr brennt die Stadt.

Sein Blick suchte das gerahmte Foto auf seinem Schreibtisch. *Auch so eine Gewohnheit*, dachte Paul. Erst vor ein paar Tagen hatte er sich dabei ertappt, wie er immer wieder auf dieses Bild geschaut hatte, wenn er eine Entscheidung hatte treffen müssen und nicht gekonnt hatte. Er musste das schon eine ganze Weile gemacht haben, nur war es ihm nicht bewusst gewesen. Er redete mit *ihr*. Nein, das traf es nicht. Er fragte sie um Rat. Das war es. Paul Fuchs fragte seine Tochter Marlis um Rat. Wie er sie schon immer um Rat gefragt hatte. Auch vor dem Selbstmord seiner Frau Frieda.

Von Frieda hatte er kein Foto im Büro, das ertrug er nicht. Marlis blickte ihn vom Familienfoto aus an, als würde sie zu ihm sprechen, und nur zu ihm. Sie trug ein leichtes, ärmelloses Sommerkostüm, bis zum Hals geschlossen, hatte ihre blonden kurzen Haare zu einem Scheitel gelegt. Fast schon zu streng für ein Urlaubsfoto vom Strand. Doch vielleicht war es gerade das, was Paul an diesem Bild so mochte. Das Foto der vier war an den Kreidefelsen auf Rügen entstanden, unterhalb von Kap Arkona, an jener Stelle, die sie jeden Sommer besucht hatten, als Frieda, Marlis und er noch eine Familie waren. Dass Marlis nun auf dem Foto am Arm seines Schwiegersohns Gerd lehnte und nicht an dem des Vaters, das störte Paul nicht. Nicht mehr. Paul hatte gelernt, es zu akzeptieren. So war es nun eben. Paul liebte seine Enkel Willi und Elke, und er versuchte, Gerd zu akzeptieren. Der war kein schlechter Schwiegersohn, wenn man von dessen Flugzeugmanie mal absah – und natürlich von seiner Abneigung gegenüber allen Menschen, die eine Uniform trugen.

Ulrike ertappte Paul bei seinem Blick, zumindest kam es ihm so vor. Wusste sie um seine Marotte?

«Paul, was machen wir nun?»

Paul starrte seine Tochter an. *Was machen wir nun, Marlis?*

«Keine Panzer. Noch nicht», sagte er schließlich.

Ulrike atmete scharf ein. Paul wusste: Einer der zwölf Männer, die da am Grenzübergang Sonnenallee standen, diesen tausend gegenüber, war Ulrikes Sohn.

Aber Ulrike wagte nicht, zu widersprechen. Paul sah, wie sie ihre Angst herunterschluckte. Dann drehte sie sich wortlos um und ging.

6 | Anna

München, Müllerstraße, 7:25 Uhr

Eine Frau mit Pony hat etwas zu verbergen. Mit diesen Worten hatte ihre Mutter ihr den Pony seinerzeit ausgedeutet. Heute, fast sechzig Jahre später, hatte Anna die unerhörte Idee, gegen ihre Mutter zu rebellieren. Ob ihr Mann Ernst es merken würde?

Anna saß vor dem Spiegel, betrachtete ihr Gesicht. Das hatte sie schon lange nicht mehr getan. Wieso auch? *Was will eine alte Frau mit einem Spiegel?* Auch so ein Glaubenssatz ihrer Mutter. Ein mächtiger Glaubenssatz. Fast fünfzig Jahre Feldarbeit, das war, was Anna da im Spiegel sah. Ihre Haare waren fast weiß, die Haut war gräulich, selbst ihre einst blauen Augen schienen ergraut. Die Falten auf Stirn und Wangen glichen Ackerfurchen. Wer nur war diese Frau?

Entmutigt legte sie die Schere wieder zurück auf den Waschbeckenrand. Was für eine kindische Idee, ein Pony! Schon wollte sie das Bad verlassen, doch bei einem letzten Blick in den Spiegel entdeckte sie in ihren Augen noch etwas anderes, etwas irritierend Schönes. Hunger? Ja, vielleicht war es Lebenshunger. Oder auch den Reiz des Verbotenen? Dieser Gedanke gefiel ihr. Schließlich hatte sie ja etwas zu verbergen.

Ihr Bruder Rolf, dem die Schere einst gehörte, war an einem Dienstag Ende Juli gestorben, in München. Beim Bäcker in der Müllerstraße. Er war gerade mal 59 Jahre alt gewesen. Rolf hatte zwei Brötchen und ein viertel Mischbrot gekauft, wie jeden Dienstag. Der Einkauf für die halbe Woche eines einsamen, entwurzelten Mannes – eines Mannes, der in München wohl nie richtig angekommen war.